

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden =
Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 44 (2018)

Heft: 1: 22

Artikel: Ein Lob dem Mittelmass : Tugenden im universitären Leben

Autor: Vergauwen, Guido

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Lob dem Mittelmass. Tugenden im universitären Leben

Guido Vergauwen*

Als der Präsident der VSH und der Generalsekretär mir das vorläufige und interne Arbeitsthema der Generalversammlung mitteilten – *Verantwortung und Anstand. Tugenden für Hochschuldozierende?* –, war ich erstaunt. Weniger das Fragzeichen, eher die Verwendung des Wortes *Tugenden* überraschte mich, weil es im universitären Kontext unüblich ist, von *Tugenden* zu reden, auch dann, wenn vom Berufsethos für Lehrende im tertiären Bildungssektor gesprochen wird.

Ich wage es, Ihnen die Provokation der Tugend mit dem James-Bond-Film «Spectre» vor Augen zu stellen: Die Handlung dieses Films steht unter dem Vorzeichen, dass das alte Geheimdienstsystem der Doppel-Null-Agenten für veraltet erklärt wird und zugunsten eines neuen, weltweiten technischen Überwachungssystems von Computern und Drohnen abgeschafft werden soll. Selbst dort, wo die Arbeit an der künstlichen Intelligenz menschliche Forschung und menschliche Forschende noch nicht überflüssig gemacht hat, unterwirft die akademische Welt sich doch mit Fleiss und grossem Aufwand einer «höheren Intelligenz»: quantifizierbare Kriterien, Output-orientierte Evaluationen, bürokratische Prozeduren, ökonomische Verwertbarkeit, verborgen unter dem Ausdruck «Innovation», stets im Dienst der Qualitätssicherung, wie beteuert wird. Fühlen sich nicht Lehrende und Forschende im Akademischen Leben zunehmend als Ausführungsgehilfen einer anonymen Wissenschaftsmaschinerie? Gefragt sind pädagogische Kompetenz, Qualitätsbe-

wusstsein, Effizienz in der Gewinnung von Drittmitteln, Sinn für Innovation in der Forschung, Gespür für Wettbewerb, Networking und Präsenz in der *scientific community* – darunter kann man sich im universitären Alltag etwas vorstellen. Aber *Tugenden*? Sogar die Moralphilosophie und die Theologie tun sich manchmal schwer, dieses Wort zu verwenden. Es ist nicht meine Absicht, im Rahmen dieses Vortrags die Verwendung des Wortes *Tugend* als moralphilosophische (oder theologische) Kategorie historisch und systematisch umfassend zu rekonstruieren. Aber ein kleiner Rückblick in die Geschichte kann erhellend sein.

1. Einblicke in Verbannung und Rehabilitierung der Tugend

1.1. Johann Gottlieb Fichte

Fichte (1762–1814) hielt 1794 in Jena zum ersten Mal *Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten*. Dort lesen wir: Als soziales Wesen soll der Mensch Kenntnis erlangen über seine Anlagen und Bedürfnisse, und er soll dazu befähigt werden, diese Kenntnis zu entwickeln und die Mittel erarbeiten, die Bedürfnisse zu befriedigen. Das Grundwort lautet: Vervollkommnung, wirklicher Fortgang des Menschengeschlechtes durch Fortgang der Wissenschaften. Der Gelehrtenstand ist «die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechtes im allgemeinen, und die stete Beförderung dieses Fortganges». Philosophische, empirische und historische Wissenschaften sollen dabei zusammenarbeiten, weil jede auf ihre Weise zur menschlichen Bildung beiträgt. Jeder Gelehrte ist aber dafür verantwortlich, sein Fach weiterzubringen. Zumindest soll er danach streben. «Gilt folgende Regel für alle Menschen, so gilt sie ganz besonders für den Gelehrten: der Gelehrte vergesse, was er getan hat, sobald es getan ist, und denke stets nur auf das, was er noch zu tun hat. Der ist noch nicht weit gekommen, für den sich sein Feld nicht bei jedem Schritt, den er in demselben tut, erweitert.» Die wissenschaftliche Tätigkeit ist eine gesellschaftliche Aufgabe. «Der Gelehrte ist ganz vorzüglich für die Gesellschaft bestimmt, er ist [...] durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft da.» Daher soll der Gelehrte vor allem «die gesellschaftlichen Talente» in sich ausbilden. Wir würden heute von sozialen Kompetenzen oder vielleicht sogar von Tugenden sprechen. Fichte erwähnt «Empfänglichkeit und Mitteilungsfertigkeit». Empfänglichkeit bedeutet für ihn: Fachkompetenz, Vertrautheit mit dem Stand der Forschung und die Bereitschaft dazuzulernen. Zur Mitteilungsfertigkeit gehört nicht nur das pädagogische Können, sondern

* Square des Places 2, 1700 Fribourg.

E-mail: guido.vergauwen@unifr.ch
www.unifr.ch/iso



Guido Vergauwen, Dr. Dr. h.c., Provinzial der Schweizer Dominikaner; Prof. em., 1985–2015 Professor für Fundamentaltheologie an der Theologischen Fakultät der Universität Fribourg und Direktor des Instituts für Ökumenische Studien; 1993–2002 Mitglied des Generalrates des Dominikanerordens, zuständig für den Bereich Studium und Weiterbildung; 2000–2002 Dekan der Theologischen Fakultät; 2003–2007 Vizerektor; 2007–2015 Rektor der Universität Fribourg; Ehrendoktorate der Theologischen Fakultäten der Universität Bukarest (2005) und Tilburg (2012).

Forschungsschwerpunkte: Fundamentaltheologie, Philosophie, Theologie der Ökumene.

Publikationen: Herausgeber der «Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie», der «Studia Oecumenica Friburgensia», der Reihen «Epiphania» und «Epiphania Egregia»; Dominikanische Studien und Texte; Publikationen vgl. <http://unifr.ch/dogmatik/de/iso/institut/mitglieder/vergauwen/publikationen>

auch die Bereitschaft, die erworbenen Kenntnisse zum Nutzen der Gesellschaft zu verbreiten und anzuwenden. Dabei sollte der Gelehrte mit der Redlichkeit, dem kritischen Geist und dem Sinn für das Wahre bei seinen Mitmenschen rechnen. Er ist nicht nur Lehrer, er ist auch Erzieher – sein Blick richtet sich auf die Zukunft. «Er sieht auch, wohin das Menschengeschlecht nunmehr schreiten muss, wenn es auf dem Wege zu seinem letzten Ziele bleiben und nicht von demselben abirren, oder auf ihn zurückgehen soll.» Wir könnten das heute Sinn für Nachhaltigkeit nennen. Zur Aufgabe als Lehrer und Erzieher gehört allerdings, dass der Gelehrte mit sich selbst in gebotener Übereinstimmung steht. Er sei ein freier Mensch, der in seiner Aufgabe als Lehrer und Erzieher keine Zwangsmittel anwendet und auch im Hinblick auf die eigenen Kompetenzen, nicht anderen etwas vortäuscht oder sich selbst etwas vorgaukelt. Der Gelehrte ist der Gesellschaft das gute Beispiel schuldig, er soll in der letzten Rücksicht betrachtet ... «der sittlich beste Mensch seines Zeitalters sein». Es geht also um die humane Glaubwürdigkeit des Lehrers und Forschers, um bewusst übernommene Verantwortung für das jetzige und künftige Gemeinwesen. «Auch mir an meinem Teil ist die Kultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut; auch aus meinen Arbeiten wird sich der Gang der künftigen Geschlechter, der Weltgeschichte der Nationen, die noch werden sollen, entwickeln. Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugnis zu geben; an meinem Leben und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Sold; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu tun und zu wagen und zu leiden.»

1.2. Max Weber (1864–1920)

Hundert Jahre später, am 7. November 1917, wird Max Weber seine Rede *Wissenschaft als Beruf* halten. Weber geht es allerdings nicht nur um die Persönlichkeit des Gelehrten oder des Lehrers, sondern um das Verständnis der wissenschaftlichen Rationalisierung oder Intellektualisierung, was er mit dem berühmten Wort *Entzauberung der Welt* benennt. Weber warnt die «grossen Kinder» auf dem Katheder oder in Redaktionsstuben davor, diesen wissenschaftlich fortgesetzten Entzauberungsprozess und die auf ihn gegründete Technik der Beherrschung des Lebens naiv optimistisch als Weg zum Glück zu feiern. Der Wissenschaftler soll sich hüten, als Prophet aufzutreten: Er soll sich der Werturteile enthalten, keine Weltanschauungen oder massgebliche Regeln für die Lebensführung der Studierenden verkaufen wollen. «Der Professor, der sich zum Berater der Jugend berufen fühlt und ihr Vertrauen genießt, möge im persönlichen Verkehr von Mensch zu Mensch mit ihr seinen

Mann stehen. Und fühlt er sich zum Eingreifen in die Kämpfe der Weltanschauungen und Parteimeinungen berufen, so möge er das draussen auf dem Markt des Lebens tun: in der Presse, in Versammlungen, in Vereinen, wo immer er will. Aber es ist doch etwas allzu bequem, seinen Bekennernmut da zu zeigen, wo die Anwesenden und vielleicht Andersdenkenden zum Schweigen verurteilt sind.» Wohl aber soll der Gelehrte Rechenschaft geben können «über den letzten Sinn seines eigenen Tuns». Der Lehrer steht «im Dienst <sittlicher> Mächte: der Pflicht, Klarheit und Verantwortungsgefühl zu schaffen, und ich glaube, er wird dieser Leistung umso eher fähig sein, je gewissenhafter er es vermeidet, seinerseits dem Zuhörer eine Stellungnahme aufzutroyieren oder suggerieren zu wollen.» Die «objektive» oder wertfreie Grundhaltung des Hochschuldozierenden ist nach Weber bestimmt durch die Forderung nach Objektivität und Wertfreiheit der Wissenschaft selbst: «Dass Wissenschaft heute ein faktisch betriebener <Beruf> ist im Dienst der Selbstbesinnung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge, und nicht eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern, Propheten oder ein Bestandteil des Nachdenkens von Weisen und Philosophen über den Sinn der Welt – das freilich ist eine unentrinnbare Gegebenheit unserer historischen Situation, aus der wir, wenn wir uns selbst treu bleiben, nicht herauskommen können.» Die Tugend par excellence für den Gelehrten ist für Weber somit «schlichte intellektuelle Rechtschaffenheit». Das bewegt ihn dazu, der Theologie die Wissenschaftlichkeit abzuerkennen, denn die Voraussetzung ihrer Arbeit ist das positiv religiöse Bekenntnis, die Vorgabe eines nicht mehr hinterfragbaren Sinnes der Welt oder die Bejahung von Offenbarungen – für Weber ein «Opfer des Intellekts».

1.3. Max Scheler (1874–1928)

Einige Jahre vor Webers Rede, 1913, veröffentlichte der Philosoph Max Scheler eine Schrift *Zur Rehabilitierung der Tugend*. Anders als in Webers sittlicher Forderung an den Wissenschaftler, sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns, spricht Scheler direkt zwei Tugenden an. Tugend ist uns unleidlich geworden, so Scheler, «weil wir sie nicht mehr als ein dauernd lebendiges, glückseliges Könnens- und Machtbewusstsein zum Tun eines in sich selbst, und gleichzeitig für unsere Individualität, allein Rechten und Guten verstehen».¹ Unter dem Einfluss Kants, dessen Pflichtformalismus Ausdruck der bürgerlichen Ethik war, werde die Tugend mit Fertigkeit und Tüchtigkeit verwechselt. In seiner vom Christentum geprägten philosophischen Anthropologie hält

¹ Max Scheler: *Zur Rehabilitierung der Tugend*, in: Ders.: *Abhandlungen und Aufsätze*. Erster Band. Leipzig 1915,4.

Max Scheler dem Herrschen-Wollen und dem Stolz des modernen Menschen – des Wissenschaftlers –, der nur sich selbst und seinem Willen allein vertraut, als Grundhaltung oder Tugend die *Demut* bzw. die Dienstbereitschaft entgegen. Angesichts der Selbstüberschätzung des Rationalismus und der wissenschaftlichen Forschung spricht Scheler von *Ehrfurcht*, von der Notwendigkeit, ehrfürchtig mit der Welt und dem Menschen umzugehen. «Es ist ein strenges Gesetz alles intellektuellen Fortschritts, daß die Problematik der Welt wächst mit jeder Lösung bestimmter Probleme. Jede neuentdeckte »Beziehung« deutet auf neue noch unbekanntes hin. [...] Es ist nicht die Wissenschaft der Forscher sondern jene der rationalistischen, systemgierigen Schulmeister, welche in Gegensatz zur Ehrfurcht gerät».² Scheler erinnert letztlich an die Grundhaltung, die am Anfang der Erkenntnis und der Wissenschaft steht: staunende Ehrfurcht vor der Wirklichkeit. Sie ist es, die «das Streben nach nutzbaaren Regeln zur Herrschaft über die Materie»³ und deren ökonomische Verwendung vorantreibt.

1.4. Alasdair MacIntyre

Zur Rehabilitierung der Tugend hat, nicht zuletzt im theologischen Bereich, seit den 1980er Jahren der in Schottland geborene und seit 1970 in den USA lehrende Philosoph Alasdair MacIntyre beigetragen. Nach seiner Auffassung hat der Verlust der Tugend zur moralischen Krise der Gegenwart und zur Desintegration des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens geführt. Sein 1981 publiziertes Werk *After Virtue. A Study in Moral Theory* übernimmt bewusst, allerdings auch differenzierend, die aristotelische Sichtweise vom menschlichen Handeln, dessen Ziel das Erreichen des Glücks, die Suche nach dem guten Leben ist. MacIntyre definiert Tugend als «eine erworbene menschliche Eigenschaft, deren Besitz und Ausübung uns im allgemeinen in die Lage versetzt, die Güter zu erreichen, die einer Praxis inhärent sind, und deren Fehlen wirksam verhindert, solche Güter zu erreichen.»⁴ Oder nach einer ebenfalls in der aristotelischen Tradition beheimateten Definition: «Tugend ... ist jene auf Erziehung und Übung beruhende habituelle Disposition, die den, der sie besitzt, in Stand setzt, sich auf sich selbst als vernünftig Handelnden zu verlassen und gegenüber anderen für sich gerade zu stehen.»⁵ Jene praktische Suche nach dem Glück geschieht allerdings, individuell oder gesellschaftlich, im Rahmen einer lebendigen Tradition, eines Einheit stiftenden Narrativs, das mitbestimmend ist für die Antwort auf die Frage: Was

ist gutes Leben? «Das für den Menschen Gute ist ein ganzes, erfülltes Menschenleben, und die Ausübung der Tugenden ist ein notwendiger und wesentlicher Teil eines solchen Lebens, nicht nur eine vorbereitende Übung, um sich ein solches Leben zu sichern.»⁶

2. An der Wurzel der Tugendlehre

2.1. Aristoteles: Das rechte Mittelmaß

MacIntyres Ansatz knüpft an die seit Aristoteles klassisch gewordene Tugendlehre an. Der Tugendhafte ist nicht einfach derjenige, der die Gesetze befolgt, sondern wer fähig ist, für sich und die Gemeinschaft, nach der rechten Einsicht, zu urteilen und die Mitte zu wählen zwischen zwei falschen Zuständen, zwischen dem Übermass und dem Mangel, eben das rechte Mittelmaß (*mesotès*) (vgl. Aristoteles, Die Nikomachische Ethik, 1138b). Aristoteles fügt hinzu: Es ist keine leichte Sache (*ergon*), ein tugendhafter Mensch (*agathos*) zu sein. Denn in jedem einzelnen Fall ist es mühsam (*ergon*), die Mitte (*to meson*) zu treffen. «So trifft auch nicht jeder Beliebige, sondern nur der Wissende den Mittelpunkt des Kreises» (1109a). Somit rückt das tugendhafte Verhalten der Person und ihre Suche nach dem gelingenden, guten Leben aufgrund der redlichen Entscheidung für die rechten zielführenden Mittel ins Zentrum der praktischen Anthropologie. Rezepte gibt es in Sachen Tugend, für das Finden der Mitte, eigentlich nicht. «Weder eine Wissenschaft (*technè*) noch eine allgemeine Empfehlung ist dafür zuständig, sondern die Handelnden selbst müssen die jeweilige Lage bedenken, man denke nur an die Kunst des Arztes und des Steueremanns» (1104a). Tugend in diesem Sinne bezieht sich sowohl auf das erlernte Fachwissen (Tüchtigkeit) als auch auf die Fähigkeit des rechten Urteils (ethische Tugend). Sie ist die Qualität eines Handelns, das in der Spannung von Übermass und Mangel, im Streit der Gefühle und in der jeweiligen Situation, das Richtige trifft – das weiss, wann man handeln soll, in welcher Lage, wem gegenüber, wozu und wie. «So ist also die Tugend ein Mittelmaß, sofern sie auf die Mitte zielt» (1106b). «Die Tugend ist also eine auf Entscheidung hingeeordnete Haltung (*hexis proairetikè*), begründet in der Mitte mit Bezug auf uns, einer Mitte, die durch Überlegung bestimmt wird und danach, wie sie ein besonnener, einsichtiger und kluger Mensch (*phronimos*) bestimmen würde» (1107a). Die Tugend besteht darin, «die Mitte zu finden und zu wählen» (1107a), allerdings stets mit Bezug auf das Erreichen des guten Lebens. Es gibt, so Aristoteles, (schlechte) Handlungen, bei denen es nie darum gehen kann, «eine Mitte» zu wählen. Dort gibt es nur das Falsche. Dazu zählt Aristoteles Schadenfreude, Schamlosigkeit, Neid, Ehebruch, Diebstahl, Mord, Ungerechtigkeit, Feigheit,

² Scheler 1915, 37.

³ Ebd., 38

⁴ Alasdair MacIntyre: Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart, Frankfurt 1987, 256.

⁵ Robert Spaemann: Glück und Wohlwollen. Versuch über Ethik. Stuttgart 1989, 79.

⁶ Ebd., 201.

Zügellosigkeit. «Es gibt kein Richtig oder Unrichtig mit Bezug auf diese Dinge, etwa mit wem und wann und wie man Ehebruch treiben solle» (1107a). Aristoteles stellt die verschiedenen ethischen Grundhaltungen im Einzelnen sowie die Tugenden des Verstandes mit ihrem jeweiligen Gegenstück im positiven und negativen Sinn dar. Dabei betont er auch, dass ein jeder in gewisser Weise für seine Eigenschaften verantwortlich ist (vgl. 1114b). Die Tugend (wie ihr Gegenteil) beruht auf freiem Willen (vgl. 1114b): Auf dem Spiel steht der Mensch selber, sein rechtes Handeln und Wollen im Hinblick auf das Gute, sowie seine Fähigkeit, die Wahrheit zu erkennen, bzw. Wahres vom Falschen zu unterscheiden. Das Ziel ist das rechte Handeln (*eupraxia*) – es wird aufgrund einer Willensentscheidung angestrebt. Aber diese Entscheidung ist «strebende Vernunft oder vernünftiges Streben, und das Prinzip von beiden ist der Mensch» (1139b). Tugend ist die gesellschaftsbezogene Lebensform, die Verhaltensweise, die wir brauchen, um «als Mensch unter Menschen zu leben» (1178b).

2.2. Die vier Haupttugenden als «politische» Tugenden

Es wäre gewiss reizvoll, das Tugendprofil von Hochschuldozierenden anhand dieser grundlegenden aristotelischen Auffassung von Tugend als Mitte noch ausführlicher zu analysieren. Vielleicht genügt es aber – auch im Hinblick auf unsere Tätigkeit als Professoren – hier wenigstens kurz die klassischen vier Haupttugenden zu nennen, die Orientierung und Zielvorgabe für jeden Menschen sind. Thomas von Aquin hat diese Tugendlehre in seiner theologischen Summa übernommen, nicht weil sie etwa Grundhaltungen des Individuums wären, sondern weil es im wahrsten Sinn «politische» Tugenden sind. Sie ermöglichen und konstituieren ein Leben in der *Polis*, in der Gemeinschaft verantwortlicher Personen, die sich für das Gemeinwohl einsetzen. «Weil der Mensch aufgrund dieser politischen Tugenden das rechte Verhalten zeigt in der Führung der menschlichen Angelegenheiten» (I-II, q. 61, a. 5); «Weil es zu den politischen Tugenden nicht nur gehört, zum Wohl der Gemeinschaft zu wirken, sondern auch zum Wohl der Glieder der Gemeinschaft, nämlich der Hausgemeinschaft oder einer einzelnen Person» (ad 4).

2.2.1. Tapferkeit

Als erste Tugend nennt Aristoteles die Tapferkeit (*andreia*). Sie ist nicht ein Draufgängertum, sondern die richtige und nüchterne Einschätzung der Dinge, auch der Gefahren und der Risiken. Zur Tapferkeit gehört das Standhalten um des Guten willen, auch angesichts von Angriffen. Dazu braucht es vor allem Geduld oder das «Ausharren-Können». Wir machen die Erfahrung: das Gute setzt sich nicht von selbst durch; es braucht den aktiven Einsatz, nicht zunächst

von Helden, sondern einfach von Menschen, die sich angesichts des Übels, der Widerständigkeit von Menschen und Situationen, nicht entmutigen und lähmen lassen. «Geduldig heisst jemand nicht deshalb, weil er nicht flieht, sondern deshalb, weil er im Erdulden dessen, was in der Gegenwart Schaden zufügt, sich lobwürdig verhält, indem er sich dadurch nicht ungeordnet betrüben lässt» (vgl. II-II, q. 136, a. 4, ad 2).

2.2.2. Besonnenheit/Mässigung

Weiter spricht der Philosoph von der Besonnenheit oder Mässigung (*sophrosynè*). Man könnte in unserem Kontext am ehesten reden von der Gemütsruhe, mit der ein Mensch angesichts der vielfältigsten äusseren Reize eine innere Ordnung in sich selbst schafft. Dazu gehört auch das Zügeln der natürlichen Neugier (*curiositas*), die uns als «schweifende Unruhe des Geistes»⁷ von der notwendigen *studiositas* als gezielter, forschender Nachfrage abhalten kann.

Für unser Thema durchaus interessant sind in diesem Rahmen die Bemerkungen des Aristoteles über die Seelengrösse (*megalopsychia*), die er als den Schmuck der Tugenden bezeichnet. Wer Seelengrösse besitzt oder «grossgesinnt» ist, hält sich, so Aristoteles, grosser Dinge für würdig. Wird er arrogant, ist er ein Prahler (*chaunos*), der sich zu hoch einschätzt. Seelengrösse im tugendhaften Sinne zeigt, wer auch und vor allem angesichts der ihm gebührenden Anerkennung und Ehre besonnen, vernünftig und gelassen bleibt. Man kann sich also die Situation vorstellen, in der jemand einen Doctor honoris causa oder gar den Nobelpreis verliehen bekommt. Der Grossgesinnte freut sich massvoll über empfangene Ehren, die sich auf Ansehen, Macht und Reichtum beziehen. Denn nur der Tugendhafte ist der Ehre würdig (1124a) und für die wirkliche Tugend, und sie ist das höchste Gut, gibt es keine angemessene Ehre. Der Tugendhafte weiss, dass die Ehre «wohl eher in den Ehrenden als in dem Geehrten liegt» (EN 1095b). Seelengrösse ist nicht Hochmut, auch wenn im grossgesinnten Verhalten so etwas wie eine distanzierte Überlegenheit aufscheint. Eher aber geht es um ein offenes Auftreten, das sich nicht von Zuwendung oder Hass abhängig macht. «Er redet nicht von den Leuten; denn er spricht weder über sich noch über andere» (1125a). Der Grossgesinnte hat ein hohes Selbstwertgefühl, er vergisst nicht, dass er durchaus auf Freunde angewiesen ist. Sein tugendhaftes Benehmen ist letztlich *kalkogathia*, ausgerichtet auf das Gute und Schöne.

2.2.3. Gerechtigkeit

Das fünfte Buch der aristotelischen Ethik ist ganz der Tugend der Gerechtigkeit (*dikaioσύνη*) gewidmet.

⁷ Vgl. Joseph Pieper: Lesebuch, Kap. 10. München 1981.

Aristoteles nennt sie die vollkommene Tugend «im Hinblick auf den anderen Menschen (*pros heteron*)», eine Formel die auch in die christliche Tugendlehre des Thomas von Aquin eingegangen ist. Es ist unmöglich, hier im Detail die verschiedenen Formen der Gerechtigkeit (*kommutative, distributive, gesetzliche*) zu analysieren. Als Tugend geht es in der Gerechtigkeit darum, den Anderen in seinem Person-Sein zu respektieren und ihm zu geben, was ihm zukommt, was er/sie als unverletzliches und unabdingbares Recht für sich beanspruchen kann. Es ist die Tugend, die das Miteinander in der *vita civilis* möglich macht. Unter diesem Aspekt geht es in der Gerechtigkeit um das Miteinander-leben, um geschuldete Kommunikation und um das «Bedacht-Sein» auf das Gut des Anderen. In einem Hochschulkontext sollten wir davon ausgehen können, dass wir zunächst Gerechtigkeit üben und das Geschuldete zugestehen, wie es unter Gleichrangigen und gleichberechtigten Partnern nötig ist, auch dann, wenn der Andere zur Konkurrenz wird oder als Bedrohung der eigenen Interessen empfunden wird, als jemand, den man nicht mag. Auch in der Hochschule sollte es so etwas geben wie eine vertragliche Gleichheit, zusammen mit der Sicherung der Forderungsberechtigung und der Leistungsverpflichtung für alle. Dazu gehören der schuldige Respekt und der gebührende Dank, gerade in einem Kontext, in dem Interessengegensätze und Machtkämpfe vorkommen können. Anerkennung (der Leistung, der Kompetenz) des anderen ist Teil der Gerechtigkeit. Wo das Gefälle zwischen Vorgesetztem und Untergebenen besteht, ist es die Aufgabe des Vorgesetzten, den Untergebenen angemessen und somit proportional Anteil an dem zu geben, was dem Ganzen gehört (etwa in der Erwähnung der geleisteten Beiträge von Assistierenden bei Publikationen). Und vielleicht sei hier daran erinnert: Wir können einander als Menschen das Geschuldete wohl nie ganz leisten. Es braucht zu einem guten Zusammenleben auch die Freundlichkeit, die Dankbarkeit ohne Berechnung, die geteilte Freude. Thomas von Aquin schreibt einmal: «...wie der Mensch ohne Wahrheit nicht in Gemeinschaft zu leben vermöchte, so gleichfalls nicht ohne Freude» (II-II, q. 114, a. 2, ad 1).

2.2.4. Klugheit

Die Mutter der übrigen Tugenden ist allerdings die Klugheit (*phronèsis*), deren Facetten das sechste Buch der Nikomachischen Ethik behandelt. Sie ist gewissermaßen die Tugend par excellence des Wissenschaftlers in seinem Handeln, Lehren und Forschen, in der Wahrheitssuche. Sie ist die *recta ratio agibilium*, die *moderatrix* der Tugenden, weil sie die Ausrichtung des Wollens und Wirkens an der Wahrheit ist. Es geht letztlich in unserem praktischen Handeln immer um die Umformung von wahren Erkenntnissen in kluge

Beschlüsse. Klug sein heisst nicht, eine Wissenschaft beherrschen oder eine technische Fertigkeit haben, sondern gut überlegen und mit richtiger Vernunft handeln können mit Bezug auf das, was für den Menschen gut oder schlecht ist. Der Kluge «reist nicht im Zuge», er ist besonnen, vielleicht zögernd im Überlegen, aber rasch in der überlegten Tat. Der Kluge kann unerwartete Situationen augenblicklich erfassen und mit Schlagfertigkeit entscheiden. Klugheit ist klarsichtige «Sachlichkeit im Unvermuteten»⁸ in Bezug auf wechselnde Gegenstände und Situationen, «die sich so und anders verhalten können» (1141a). Der Kluge hat Sinn für das Konkrete und setzt Erfahrung voraus und ein Gedächtnis der Dinge und Geschehnisse, wie sie wirklich sind oder gewesen sind. Aber der Kluge flüchtet sich nicht in Allwissenheit. Er ist bereit, sich belehren zu lassen. Er kann sich etwas sagen lassen und hat eine gewisse Wendigkeit, immer neue Antworten auf immer neue Situationen zu finden (*solertia*). Der Kluge hat die Fähigkeit, richtig zu planen, zielt wohlberaten auf das Gute (*euboulia*), kann präzise Anweisungen geben. Der Kluge hat Takt (*gnomè*), hat das richtige Urteil über das Anständige, er kann in einzelnen Dingen Nachsicht (*epieikeia*) üben, das heisst: er hat ein mitfühlendes Verständnis, ein verständnisvolles Wesen (*synesis*) gegenüber anderen, auch wenn diese Fehler machen sollten. «Der Anständige ist am ehesten zur Nachsicht geneigt, und anständig nennen wir es, in einigen Dingen Nachsicht zu üben. Die Nachsicht ist aber ein Takt, mit dem der Anständige richtig zu beurteilen versteht. Und richtig bedeutet wahr ... Der Anstand ist die gemeinsame Eigenschaft aller Guten in ihrem Verhältnis zu anderen Menschen» (1143b). Letztlich ist die Klugheit die Tugend, die zur rechten Lebensführung befähigt: sachliche Abschätzung der konkreten Situation und die Fähigkeit, die Erkenntnis in eine konkrete Entscheidung umzuformen – der Sinn für das hier und jetzt Fällige mit der inneren Grundhaltung, das Gute als letzte Zielsetzung zu wollen und zu tun.

3. Tugenden in der «Idee der Universität»

Tugenden haben mit dem gelungenen Menschsein zu tun, mit dem «guten Leben». Die Entdeckung der Tugenden für das universitäre Leben ist zunächst einfach die Entdeckung der schlichten Tatsache, dass Universitätsprofessoren Menschen sind, die ihre Verantwortung für das «gute Leben» mit ihrer «Funktion» in der Alma Mater nicht ablegen. Hinzu tritt eine Einsicht, die heute nicht mehr selbstverständlich ist: Gemäss einer systemtheoretischen Auffassung der Wirklichkeit gehört die Universität zum Sektor der Wissensproduktion, die der binären Logik der Vermehrung oder Nicht-Vermehrung unseres Wissens dient. Die Frage nach der Tugend im universitären Leben ist in die-

⁸ Vgl. Joseph Pieper: Über die Tugenden. München, 2004, 31.

sem Rahmen nicht nur die Frage des «anständigen» Professors als Individuum, der zuverlässig und fleissig seine systemisch definierte Funktion ausübt. Auch hier tritt der «politische Charakter» der Tugend hervor: Zur Debatte steht die Frage, ob das Projekt der Universität selbst dem guten Leben verpflichtet ist, so dass Lehre und Forschung in diesem Horizont zugleich eine gesamt menschliche, politische Verpflichtung mit sich bringen, die über den universitären Rahmen hinausgeht, zugleich aber auch im universitären Leben zu praktizieren und weiterzugeben ist.

3.1. Karl Jaspers

In seinem 1946 publizierten Buch *Die Idee der Universität* wollte Karl Jaspers, nach zwölf Jahren «der moralischen Vernichtung», zur Erneuerung des ursprünglichen Geistes der Universitäten beitragen und zur «Rückkehr zu unseren besten Überlieferungen» aufrufen. Dabei stellt Jaspers fest: «Eine einzelne Universität hat ihren Charakter durch die Professoren, die an sie berufen werden.»⁹ Neben einer fundamentalen Reflexion auf das Wesen der Wissenschaft und auf die Aufgaben der Universität in Forschung, Bildung und Lehre als Institution im Kosmos der Wissenschaften widmet Jaspers ein Kapitel der inneruniversitären Kommunikation. Lehrer und Studierende bilden eine Gemeinschaft. «Daher soll die Universität der Rahmen sein, innerhalb dessen Forscher untereinander und Forscher und Schüler in nächste Verbindung der Diskussion und der Mitteilung treten.»¹⁰ Es geht um die durchaus spannungsreiche Wahrheitssuche, welche nach Jaspers «von jeder unmittelbaren praktischen Verantwortung entbunden ist. Es gibt hier nur die Verantwortung für die Wahrheit selbst.»¹¹ Zugleich aber gibt es «die mittelbare Verantwortung für die Folgen, die sich aus den Gedanken, mögen sie wahr oder falsch sein oder beides zugleich, für Verwirklichungen in der Welt ergeben. Diese Folgen sind in der Tat von vornherein nicht übersehbar. Aber das Wissen um sie macht den verantwortungsbewussten Denker behutsam.»¹² Universität, so Jaspers, ist nicht eine dirigierte, nach Plan und Absicht regelmässig laufende Schule. «Daher ist die Weise der an der Universität stattfindenden Kommunikation eine Sache der geistigen Verantwortung aller ihrer Glieder.»¹³

Die Frage, welche «Tugenden» Hochschuldozierende mitbringen oder pflegen sollten, hängt weitgehend davon ab, wie man die Aufgabe und das Ziel, den gesellschaftlichen Auftrag der Universität deutet und gewiss auch wie man die Finanzierung der Lehre und

Forschung regelt. Private Institutionen brauchen gute *Fundraiser*, staatlich finanzierte Institutionen einen klugen Umgang mit den politischen Instanzen. Forschungsstarke Institutionen mit Akzent auf dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich versuchen durch Innovation und allenfalls durch eine gute Beziehung zur Industrie Drittmittel einzuwerben; haben sie die Human- und Biomedizin, suchen sie ihre Entwicklung dem Rhythmus der jeweiligen Ausbildungskliniken gleichzuschalten; Universitäten mit stark entwickelten *Humanities*, Rechts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultäten betonen mehr ihr pädagogisches Potential oder ihre gesellschaftlichen Bezüge. Der Tugendkatalog und die zu vermeidenden Untugenden lassen sich somit anpassen und ausweiten. Die Lehrenden sollten aber bei aller Diversität der Institutionen immer auch die von ihnen vermittelten Kenntnisse als ein Ganzes betrachten, verbunden und vereint mit anderem Wissen.

3.2. John Henry Newman

In seiner Vortrags- und Vorlesungsreihe *The Idea of a University*, die er 1873 veröffentlichte, entwirft John Henry Newman nicht so sehr das Tugendprofil des individuellen Universitätslehrers als vielmehr das Idealbild der Institution, die den Lehrenden prägt. Newman sieht in der Universität «a place of *teaching universal knowledge*»¹⁴ und grenzt sie ab sowohl von einer reinen Forschungsstätte, die eher Zurückgezogenheit zu Experiment und Spekulation erfordert, als auch von einer religiösen Erziehungsanstalt. Es ist die Frage der freien Erziehung (*Liberal Education*), die ihn beschäftigt – «*real cultivation of mind*».

In seiner Studie über die Geschichte der Universitäten deutet Newman das Wort «Universität» als «*the assemblage of strangers from all parts in one spot, von überall her und an einem Ort*.»¹⁵ So ist die Universität «*a place for the communication and circulation of thought, by means of personal intercourse*.»¹⁶ Universität erscheint als Lebensform. Wichtig ist die unmittelbare Verbindung von Mensch zu Mensch, zwischen Lehrenden und Lernenden, zusammengehalten durch «*an interest sufficient to bind men together, or to constitute what is called ,a world*».¹⁷

Knowledge ist ein Wissen, das vom erkennenden Menschen nicht ablösbar ist. Die Ausrichtung der Universität auf die soziale Frage zeigt sich grundle-

⁹ Karl Jaspers: *Die Idee der Universität*, 1946. Reprint Berlin 1980, 91.

¹⁰ Ebd., 59.

¹¹ Ebd., 60.

¹² Ebd., 60.

¹³ Ebd.

¹⁴ John Henry Cardinal Newman: *The Idea of a University defined and illustrated*. Fifth Edition, London 1881, Preface, p. IX; im Folgenden zitiert als: Newman, *Idea*.

¹⁵ John Henry Newman: *Historical Sketches. Rise and Progress of Universities*, London 1872, 6.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., 8.

gend in der Aufmerksamkeit für ihre eigene Sozialgestalt. Unverkennbar wendet sich Newman gegen einen Wissenschaftsbegriff, der auf eine mechanistisch verstandene Analyse von Ursache und Wirkung reduziert wird. Sonst müssten geisteswissenschaftliche Lehrstühle abgeschafft werden, man hätte «*to shut up the subject of anthropology altogether ... henceforth man is to be as if he were not, in the general course of Education*».¹⁸ Weil der menschliche Geist einerseits auf die ganze Fülle der Wahrheit ausgerichtet ist, andererseits aber keinen naturhaften Zugang zu ihr hat, bedarf es nach Newman einer «*culture of intellect*», einer «*real cultivation of mind*». Die universitäre Bildung als «*Liberal Education*» «*brings the mind into form*».¹⁹ Edith Stein übersetzt: «sie bildet die Gestalt der Seele».²⁰ Jedes Wissenselement bleibt eine Abstraktion, solange es nicht seinen Ort in der Einheit im Universum des Wissens hat:

«[A]ll the sciences come to us as one [...] they all relate to one and the same integral subject-matter».²¹ «That only is true enlargement of mind which is the power of viewing many things at once as one whole, of referring them severally to their true place in the universal system, of understanding their respective values, and determining their mutual dependence».²²

Daher sollte die Universität als ganze geleitet sein von einem «*philosophical habit of mind*».²³

Da bleibt die Frage nicht aus: «*What is the use of it?*»²⁴ Newman proklamiert die Emanzipation, Emanzipation von der Unterordnung des Wissens und damit des wissenden Menschen unter äussere Ziele: «*Knowledge is capable of being its own end*».²⁵ Das zeigt sich zunächst in dem Menschen, der sich das Wissen frei und souverän angeeignet hat: «*You must be above your knowledge, not under it, or it will oppress you*».²⁶ Ziel der Universität ist «*a knowledge worth possessing for what it is, and not merely for what it does*».²⁷ Das bedeutet keineswegs, dass dieses Wissen «nutzlos» ist: Nützlich im tieferen Sinne ist, was auf das Gute abzielt, das Gute für das Individuum wie für die Gesellschaft aber das geht über das Fachwissen hinaus, es ist Lebenskunst im sozialen Horizont.

¹⁸ Newman, *Idea*, 54.

¹⁹ Ebd., Preface XVI.

²⁰ John Henry Newman, *Die Idee der Universität*, übersetzt von Edith Stein, Freiburg i.Br. u.a. 2004, Vorrede 10.

²¹ Ebd., 60.

²² Ebd., 137.

²³ Ebd., 51.

²⁴ Ebd., 102.

²⁵ Ebd., 103.

²⁶ Ebd., 140.

²⁷ Ebd., 114.

«If then a practical end must be assigned to a University course, I say it is that of training good members of society. Its art is the art of social life, and its end is fitness for the world».²⁸

Die Universität «*is a place to fit men of the world for the world*».²⁹

3.3. Giorgio Agamben

Ein letztes Stichwort dieser Überlegungen zu den universitären Tugenden lautet *Zeitgenossenschaft*. Ich folge hier dem Philosophen Giorgio Agamben.³⁰ Von einem Lehrer und Forscher wird erwartet, dass er ein Zeitgenosse ist, dass er in seinem Lehren und Forschen seiner Zeit angehört. Agamben versucht eine Gegenrede und stellt somit, wie Nietzsche, eine unzeitgemässe Betrachtung an. Vielleicht ist für die Universität das Zeitgenössische das Unzeitgemässe. Gemeint ist nicht die Nostalgie des trägen Traditionalismus oder die Schwäche, «dem Schicksal der Zeit nicht in sein ernstes Antlitz blicken zu können» (Max Weber). Wer vollkommen in seiner Zeit aufgeht und sich ihren Erfordernissen immer anzupassen versucht, verliert die Möglichkeit, seine Zeit wirklich wahrzunehmen und zu erfassen. Der unzeitgemässe Zeitgenosse gehört seiner Zeit an. In der Form einer Phasenverschiebung behält er die Möglichkeit, seine Zeit kritisch zu beobachten. «Zeitgenössisch ist derjenige, der seinen Blick fest auf seine Zeit richtet, um nicht deren Glanz, sondern deren Finsternis wahrzunehmen».³¹ – die Gebrochenheit der chronologischen Zeit, die wir an uns selber immer erfahren als zu früh, zu spät, schon und nicht mehr, die Schattenseiten aber auch unserer Zeit mit den politischen und gesellschaftlichen Ungewissheiten, mit den Erfolgen und dem teuren Preis für die Fortschritte unserer Wissenschaft. Der Versuch, die Zeit festzuhalten und ihr vollkommen zu verfallen, hiesse: à la *mode* sein. Aber nichts ist so flüchtig wie die Mode. «Nur derjenige kann der Gegenwart zeitgenössisch sein, der im Modernsten und Neuesten die Anzeichen und Signaturen des Archaischen wahrnimmt.»³² Das Archaische ist nicht der chronologische Ursprung der Dinge, sondern die noch nicht erlebten und entdeckten Möglichkeiten, die in allem enthalten sind und mit denen wir heute verabredet sind. Der Zeitgenosse ist mit seiner Zeit verabredet, hat «die einzigartige Fähigkeit, mit jedem Augenblick

²⁸ Newman, *Idea*, 177; deutsch: Newman, *Idea*, 160: «Wenn man also ein praktisches Ziel für den Lehrgang der Universität angeben soll, so sage ich, es besteht in der Erziehung guter Mitglieder der Gesellschaft. Ihre Kunst ist die Kunst des sozialen Lebens, und ihr Ziel ist die Tüchtigkeit für die Welt».

²⁹ Newman, *Idea*, 232.

³⁰ Giorgio Agamben: Was ist Zeitgenossenschaft? in: Ders., *Nacktheiten*, Frankfurt 2010, 21–35.

³¹ Ebd., 26.

³² Ebd., 32.

der Vergangenheit in Beziehung zu treten»³³, um aus dieser Begegnung das Abenteuer der Zukunft zu wagen. Es gilt die eigene Zeit als den *kairos*, die Jetztzeit mit ihren unerschlossenen Chancen und Möglichkeiten wahrzunehmen und die Verabredung nicht zu verpassen. Es ist das, was die Antike als wirklichkeitsnahe und entscheidungsfähige Klugheit – als die Mutter aller Tugenden – bezeichnete.

4. Die Zukunft der Universität im Dienst der Zukunft der Menschlichkeit und der Menschheit

Bei James Bond geht es, wie immer, gut aus – im Film «Spectre» sogar in einem eminenten Sinne. Der Leiter der MI6-Abteilung war gleich skeptisch: 007-Agenten mit der Lizenz zu töten haben auch die Fähigkeit, nicht zu töten, am Leben zu lassen, dem Leben den Vorrang zu geben. Das können weder Computer noch Roboter noch Drohnen. Und so endet tatsächlich der Film «Spectre»: Der Verbrecher Blofeld ist nach langer Verfolgungsjagd gestellt, Bond richtet die Waffe auf ihn – und überlässt ihn nach kurzem Zögern der Verhaftung. Die Prognose ist eingetroffen. Der Mensch, der töten kann, kann auch am Leben lassen. Er kann am

Ende sogar der Liebe zu seiner Mitstreiterin Madeleine den Vorrang vor seiner Agententätigkeit geben.

So begrenzt und banal der Vergleich sein mag – er wirft doch ein Licht darauf, warum es sinnvoll ist, der «Tugend» einen Sitz im Leben der Universität zu geben: Der Tugendhafte vermag das, was er tut, auch nicht zu tun. Er vermag den Beitrag, aber auch die Grenzen seines Tuns für den grossen Horizont des guten Lebens einzuschätzen. «Tugendhaft» zu sein im Leben der Universität, bedeutet nicht nur: mit Fleiss die innere Logik der Wissensproduktion zu befördern, sondern auch ein Menschsein zu kultivieren und zu vermitteln, das um die innere Ausrichtung all unseres Wissens auf das gelungene Leben des Menschen, ja der Menschheit weiss. Der Tugendhafte vermag der Politisierung des Wissenschaftsbetriebs zu widerstehen, weil er ein politischer Denker ist. Er vermag der Ökonomisierung der Wissenschaft zu widerstehen, weil er um die Gerechtigkeit der Gesamtheit der Güter des Lebens weiss. Mit der Erinnerung an die Tugend wird der Blick offengehalten für das gute Leben und das gute Zusammenleben – und davon wird nicht nur die Zukunft der Universität, sondern auch die Zukunft des Menschen und der Menschheit abhängen. ■

³³ Ebd., 34.

ETH zürich

Professor of Data Science

The Department of Mathematics (www.math.ethz.ch) at ETH Zurich invites applications for the above-mentioned position.

Applicants demonstrate an internationally recognised research record to enhance and further strengthen collaborative research between the Department of Mathematics (D-MATH) and the Department of Computer Science (D-INFK) in mathematical and statistical foundations of Data Science at ETH Zurich. The new professor should have a strong background in mathematics, an affinity with computer science, a genuine interest in applications, excellent teaching skills, and a deep interest in Data Science both in research and teaching. The successful candidate is expected to teach undergraduate level courses (German or English) and graduate level courses (English) in statistics and mathematics for students of mathematics, engineering, and natural sciences as well as for courses in the Master in Statistics and in the Master in Data Science.

Please apply online: www.facultyaffairs.ethz.ch

Applications should include a curriculum vitae, a list of publications, a statement of future research and teaching interests, and a description of the three most important achievements. The letter of application should be addressed to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Lino Guzzella. The closing date for applications is 30 June 2018. ETH Zurich is an equal opportunity and family friendly employer and is responsive to the needs of dual career couples. We specifically encourage women to apply.